



Leseprobe aus: Pressler, Wer morgens lacht, ISBN 978-3-407-74486-9  
© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74486-9>

# Eins

Ich muss sie loswerden, unbedingt. Ich halte es nicht länger aus, dass sie sich in mein Leben einmischt und mir die Luft zum Atmen nimmt. Ich muss sie loswerden, das ist meine einzige Chance, wieder nur ich zu sein oder endlich nur ich, so genau weiß ich das nicht, woher soll ich es auch wissen, es gab mich nie ohne sie, von Anfang an. Bis heute sitzt sie mir im Genick, und wenn es mir mal gelingt, sie ein paar Tage zu verdrängen, taucht sie in meinen Träumen auf. Sie ist im Hintergrund immer da.

Erinnerungen haben die lästige Eigenschaft, gerade dann aufzutauchen, wenn man sie am wenigsten brauchen kann, so wie es mir letzte Woche passiert ist, mitten in einem Referat über Wildkräuter und ihre Verwendung in der Naturheilkunde früher und heute. Ich kam bis zur Gemeinen Schafgarbe, eigentlich ein Feld- und Wiesenkraut, dem man aber schon in der Antike wahre Wunderkräfte zugeschrieben hat, unter anderem bei der Wundheilung und dem Stillen von Blutungen, zum Beispiel soll der griechische Sagenheld Achilles mit Schafgarben die eiternden Wunden des Königs Telephos geheilt haben, ein Umstand, dem die Pflanze ihren botanischen Namen verdankt, *Achillea millefolium*.

Davon sprach ich gerade im Seminar, da tauchte auf einmal ein Bild vor mir auf, Marie, da war sie wieder, sie saß im Wohnzimmer, und vor ihr auf dem Tisch lag neben einer aus-

gebreiteten weißen Serviette eines der esoterischen Bücher, die sie damals aus der Bücherei anschleppte. In der linken Hand, ihrer Herzhand, hielt sie ihre selbst gesammelten und getrockneten Schafgarbenstängel. Ich sah, wie sie die Hand hob und über die Serviette hielt, wie sie langsam die Finger löste und die Stängel auf das weiße Tuch fallen ließ. Dann verglich sie das Muster, das die Stängel bildeten, mit den Abbildungen im Buch, und wenn sie sich über die Seiten beugte, fielen ihre Haare, die damals noch so lang waren wie meine, nach vorn und verdeckten ihr Gesicht. Plötzlich klappte sie das Buch mit einem wütenden Knall zu und schrie mich an, als wäre alles meine Schuld: Ich werde kein Glück haben, nie, ich bin unter keinem guten Stern geboren.

Ich war erschrocken, wollte etwas sagen, irgendetwas wie »Ist doch nur ein Spiel« oder »Versuch's halt noch mal«, da rannte sie aber schon hinaus, und ich sah durch die offene Tür, wie sie ihr Fahrrad schnappte und losfuhr, und während ich das Buch und die Schafgarbenstängel hinauftrug in ihr Zimmer und auf ihren Schreibtisch legte, dachte ich nur an den Streit, den es geben würde. Wieder mal.

Dieses Bild war schlagartig da, es war so klar und deutlich, dass ich mich fragte, wie ich eine so wichtige Szene hatte vergessen können, warum sie mir damals nicht eingefallen war, als ich gefragt wurde, ob ich mich an etwas Besonderes erinnern könne, da hätte ich es erzählen müssen. Stattdessen habe ich getan, als hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört.

Mein Erschrecken war so unvermittelt und heftig, dass ich anfang zu stottern, und als der Professor mich anschaute und erstaunt die Augenbrauen hochzog, verstummte ich völlig,

ich bekam einfach kein Wort mehr heraus, ich sah nur Marie mit den Schafgarben vor mir, und seine ungeduldige Handbewegung, mit der er mich aufforderte, endlich fortzufahren, wurde zu ihrer, mit der sie mich aufforderte, endlich den Mund zu halten.

Ich lief rot an und rannte hinaus.

Später habe ich mich bei dem Professor mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigt, und er hat scheinbar verständnisvoll gesagt, das sei doch nicht so schlimm, so etwas könne ja mal passieren. Aber sein betont väterlicher Ton konnte mich nicht täuschen, und tatsächlich bekommt er seither immer, wenn er mich sieht, eine Falte über der Nasenwurzel, und ihm ist anzusehen, dass er denkt, da ist sie ja wieder, diese hysterische Ziege. Auch dieses peinliche Erlebnis habe ich ihr zu verdanken, und mir wird ganz schlecht bei dem Gedanken, mir könnte etwas Ähnliches bei der Prüfung passieren.

Seit diesem Ereignis taucht sie wieder häufiger auf und stört mein seelisches Gleichgewicht, das sowieso alles andere als stabil ist. Vorletzte Nacht hat sie mich geweckt, ich konnte sie zwar nicht sehen, denn ich lag auf dem Bauch und sie hockte mit gespreizten Beinen auf meinem Rücken und legte die Hände um meinen Hals, aber ich erkannte sie natürlich an ihrer Stimme und dem Geruch nach Räucherstäbchen, die sie auch nach dem Ende ihrer esoterischen Phase nicht aufgegeben hatte. Sie saß auf mir und sagte, du, immer nur du, sonst nichts, aber mehr war auch nicht nötig, ich wusste, dass sie eigentlich meinte, du bist schuld.

Dabei stimmt das nicht, ich bin nicht schuld, was kann ich dafür, dass sie unter keinem guten Stern geboren wurde, was geht mich ihr Stern an, wie kommt sie überhaupt auf

die Idee, mein Stern wäre besser gewesen als ihrer, ich bin mir da jedenfalls gar nicht sicher. Schuld war ich vielleicht an etwas anderem, obwohl ich das Ganze heute für ein albernnes Theater halte, für kindische Spinnerei, zumindest tagsüber, wenn ich mich ablenke, wenn ich sie längere Zeit nicht gesehen habe, aber in meinen Träumen ist das ganz anders, in meinen Träumen spielt sie Katz und Maus mit mir und gewinnt immer. Außerdem bleibt sie nie lange weg, nur ein paar Tage, eine Woche oder zwei, höchstens drei, dann taucht sie aus heiterem Himmel wieder auf und ist präsenter als je zuvor.

Heute Morgen, beim Laufen am Mainufer, lief sie plötzlich vor mir her, schmal, hochbeinig und ein bisschen staksig, genau so, wie ich selbst laufe, und ich erkannte sie sofort an ihren kurzen, knallroten und gegelten Stachelhaaren.

Ich erinnere mich genau, es war vier Tage nach ihrem sechzehnten Geburtstag, als sie plötzlich mit diesen kurzen, roten Igelhaaren nach Hause kam. Unsere Mutter schimpfte, weil sie sowieso immer schimpfte und vermutlich froh war, endlich einen Grund für ihren angestauten Ärger zu haben, und als Marie nicht reagierte und ihr Gesicht nur diesen trotzigigen, herausfordernden Ausdruck zeigte, als würde sie sagen, ihr könnt mich alle mal, wurde sie noch wütender. Doch dann war ihre Wut plötzlich verpufft, und sie fing an zu jammern, deine schönen Haare, und Marie zuckte nur mit den Schultern und sagte, über Geschmack lässt sich nicht streiten. Unser Vater war der Einzige, der zu ihr hielt, er sagte, ich finde es gar nicht so schlecht, soll sie sich doch die Haare färben, wenn sie will, sie muss sich schließlich selbst gefallen, nicht uns.

Mich hat keiner nach meiner Meinung gefragt, ich hätte auch nicht gewusst, was ich antworten sollte, denn ich war neidisch, nur neidisch, weil sie sich so etwas getraut hatte und damit durchkam, wie sie immer mit allem durchkam, und ich war wütend, weil sie es wieder mal geschafft hatte, die vorher einigermaßen friedliche Stimmung zu zerstören.

Auch heute Morgen am Mainufer packte mich die alte Wut, und ich fragte mich, warum ist sie hier, was hat sie am helllichten Tag am Mainufer verloren, sie gehört nicht hierher, schließlich habe ich mich nicht grundlos dazu entschieden, in Frankfurt zu studieren und nicht in München. Ich wollte weg von zu Hause, klar, das wollen viele, wenn sie neunzehn sind und ihr Abitur in der Tasche haben, aber das war nicht der einzige Grund, ich sehnte mich nach räumlicher Distanz von ihr, Marie, die damals schon nicht mehr da war, doch was heißt das schon, da oder nicht da, sie hat nie aufgehört, da zu sein. Aber vierhundert Kilometer waren nicht genug, wie ich bald merkte, viertausend oder mehr wären mir, ehrlich gesagt, auch lieber gewesen. Ich hätte zum Beispiel gern in den USA studiert, das war jedoch zu teuer, mit so etwas brauchte ich gar nicht erst anzufangen und natürlich tat ich es auch nicht.

Sie lief vor mir her und ich beschleunigte automatisch mein Tempo, trotzdem wurde der Abstand zwischen uns nicht geringer, und ich verstand, dass ich sie nicht einholen würde. Und dann dachte ich, ich will sie ja gar nicht einholen, und blieb stehen, um ihr einen größeren Vorsprung zu geben. Erst als sie weit genug entfernt war, lief ich wieder los. Ich wickelte mich fester in meine Jacke, stemmte mich gegen den Wind, der plötzlich aufgekommen war, und rannte schneller, nicht

um näher an sie heranzukommen, obwohl sie sich, wie ich feststellte, auf einmal gar nicht mehr so ähnlich sah, ich rannte, um meinen Gedanken, meinen Erinnerungen davonzulaufen, ich rannte, bis ich sie aus den Augen verloren hatte und stehen bleiben und keuchend nach Luft schnappen musste, bis nichts mehr da war, nur noch der Wind in den Ohren, der Schmerz in den Lungen und das Stechen in den Seiten.

Das war der Moment, in dem ich beschloss, etwas zu unternehmen, so geht es nicht weiter, dachte ich, offenbar gelingt es mir nicht, sie zu vergessen, welche anderen Möglichkeiten bleiben mir noch? Und als ich mir überlegte, was mir immer geholfen hatte, den Kopf über Wasser zu halten, fand ich nur eine Antwort: Geschichten. Im Geschichtenerfinden waren wir immer gut, beide, ich Anne, sie Marie. Geschichten sind keine Lügen, auch keine Ausreden, man braucht sie, um mit der Realität fertig zu werden, um sich eine andere, eigene Wirklichkeit aufzubauen. Und ich werde das, was ich zu sagen habe, nicht einfach erzählen, beschloss ich, Worte sind flüchtig, man kann sich leicht verheören, und wenn sie ausgesprochen sind, fliegen sie mit dem kleinsten Windhauch davon, nein, ich werde alles aufschreiben, nachvollziehbar und, bis zu einem gewissen Grad, auch nachprüfbar. Vielleicht gelingt es mir ja, Marie aufs Papier zu bannen und dadurch aus meinem Leben zu vertreiben.

Auf dem Weg nach Hause überlegte ich, was ich alles brauche, um meinen Plan auszuführen, und beschloss, Block und Bleistift zu benutzen, erstens schreibe ich gern mit der Hand, der etwas langsamere Rhythmus zwingt mich zu langsameren Gedanken, und zweitens ist mit der Hand zu schreiben persönlicher, intimer und deshalb vielleicht auch ehrlicher,

zumindest aufschlussreicher. Der Computer, dachte ich, gehört zum Studium, zu Seminararbeiten und zur Vorbereitung der Bachelorarbeit, mit der ich endlich anfangen sollte, das Schreiben mit der Hand passt besser für Privates.

Als ich die Wohnungstür aufschloss, schob Kevin, unser jüngster Mitbewohner, den Kopf aus der Küche und fragte, wer auf die blöde Idee gekommen sei, diesen ekelhaften Billigschinken zu kaufen, ob derjenige uns etwa vergiften wolle, weißt du eigentlich, wie dieses Zeug hergestellt wird? Man nimmt Fleischfasern von irgendwelchen Abfällen und klebt sie zusammen, bis sie aussehen wie Schinken, pfui Teufel, kann ich da nur sagen.

Ich ging wortlos an ihm vorbei und machte meine Zimmertür auf.

Danke für die erschöpfende Auskunft, rief er mir hinterher, es geht doch nichts über eine gepflegte Konversation.

Ich zog meine verschwitzten Klamotten aus, duschte, suchte mir etwas Frisches zum Anziehen und steckte mein Handy ein, dann schnappte ich meine große Schultertasche, in der sich mühelos ein DIN-A4-Block verstauen lässt, und machte mich auf den Weg. Im Vorbeigehen rief ich in die Küche: Ricki!

Was?, fragte Kevin.

Ricki hat beim Discounter eingekauft, sagte ich, das Haushaltsgeld ist mal wieder knapp.

Das ist doch echt das Letzte, als Medizinstudentin sollte sie es eigentlich besser wissen, maulte Kevin, verzog angewidert das Gesicht und biss in sein Brot.

Ich gehe zu *McPaper*, soll ich dir was mitbringen?, fragte ich, obwohl ich wusste, dass es ein ziemlich schwacher Ver-



such war, freundlich und interessiert zu erscheinen, aber immerhin war es einer.

Kevin schien es auch so zu sehen, er hob die Schultern, ließ sie wieder fallen und sagte, da fällt mir gerade nichts ein.

Dann eben nicht, sagte ich, erleichtert, weil es mir erspart blieb, mich um etwas anderes kümmern zu müssen als um meinen eigenen Kram.

Bei *McPaper* betrachtete ich unschlüssig die verschiedenen Blöcke, bis ich mich für das Modell mit den aufgedruckten Monstern entschied, das schien mir angemessen. Lächerlich natürlich, ich bin ja kein Kind mehr, ich bin zweiundzwanzig, zu alt für solche Albernheiten, aber manche Verhaltensmuster schleifen sich einfach zu tief ein. Dann wählte ich drei Bleistifte, blaue, weil Blau immer ihre Lieblingsfarbe war, jahrelang lief sie mit blau lackierten Finger- und Fußnägeln herum, und schließlich suchte ich mir noch einen Radiergummi und einen Spitzer aus, alles musste neu sein, als wäre neues Schreibmaterial eine Garantie für neue Gedanken, für neue Erkenntnisse, für ein neues Leben. Auch solche absurden, aber gläubischen Gewohnheiten scheinen sich einzuschleifen.

Zu Hause fing mich Kevin ab und sagte, er habe einen Hunni in die Kasse gelegt, als Dreingabe. Dreingabe, dachte ich, was für seltsame Wörter er manchmal benutzt. Ich lobte ihn nicht für seine Großzügigkeit, ich hatte keine Lust auf eine Unterhaltung, und außerdem erwartete er auch nicht, für seine Spende besonders gelobt zu werden. Unser hübscher Welp ist zwar manchmal ein kleiner Angeber, aber hinter seinem Reicherleutesöhnchengetue verbirgt sich ein freundlicher, gutmütiger Mensch, er muss einfach

noch ein bisschen nachreifen, wie ein zu früh gepflückter Pfirsich.

In meinem Zimmer räumte ich den Tisch ab, stapelte alle Papiere, alle Exzerpte und Fotokopien, die zur Vorbereitung meiner Arbeit gehören, links unter den Tisch auf den Boden, um sie außer Sichtweite zu haben, schob meinen Laptop in ein Regalfach, drapierte meine Einkäufe auf die Schreibplatte vor dem Fenster und hängte das Schild *Bitte nicht stören*, das ich mal aus einem Hotel mitgenommen hatte, außen an meine Tür. Ich spitzte erst den einen Bleistift, dann die beiden anderen und legte sie griffbereit neben den Block, darüber den Spitzer und den Radiergummi, und bevor ich mich endlich hinsetzte, wischte ich noch mit der Hand die Fuseln und den Staub von der Resopalplatte, erst dann klappte ich den Block auf.

Leichte Panik ergriff mich, als die linierte Seite vor mir lag, nackt und unbeschrieben. Das schaffst du nie, dachte ich, doch dann beruhigte ich mich, denn mir fiel ein, dass ich über dieses Phänomen schon mal was gelesen hatte, vermutlich war es nichts anderes als die Angst des Autors vor dem weißen Blatt.

Und nun sitze ich da, mit aufgestützten Ellenbogen, und überlege, womit ich anfangen könnte. Im Haus gegenüber, im ersten Stock, gießt Freddy, einer der beiden schwulen Bewohner, gerade die Blumen auf dem Balkon, Kästen mit Geranien, Margariten und Begonien, und in einem Kübel wächst irgendwelches Grünzeug, was genau, das kann ich von hier aus nicht erkennen, nur ein Lorbeerbäumchen, daher nehme ich an, dass es sich wohl um Küchenkräuter handelt. Über uns spielt jemand Klavier, die Töne trudeln durch das

gekippte Fenster in mein Zimmer. Das ist Isabel, die einzige Tochter der Rosenfelds aus dem zweiten Stock, ein mageres Ding, das scheu und hastig grüßt, wenn sie einen auf der Treppe oder vor dem Haus trifft. Sie spielt etwas Klassisches, eine Sonate oder so was, keine Ahnung, ich weiß fast nichts von Musik, konnte noch nie viel damit anfangen, ich ziehe Stille vor, vielleicht weil ich in einer Nacht geboren wurde, als es so kalt und still war, dass man die Schneeflocken auf die Erde fallen hörte. Jedenfalls war ich in dieser Hinsicht schon immer anders als Marie, sie und das Radio, sie und ihr CD-Player, sie und ihr MP3-Player, sie hat mich fast in den Wahnsinn getrieben, immer wenn ich es mir im Wohnzimmer bequem gemacht hatte und lesen wollte, kam sie an und ließ irgendwelche laute Musik laufen, nur um mich zu provozieren. Ich steckte mir Ohropax in die Ohren und versuchte, mich zu konzentrieren, aber das ist fast unmöglich, wenn sich gedämpfte, verzerrte Geräusche durch die Ohrwindungen schlängeln und im Gehirn festsetzen.

Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und fauchte, verdammt, Marie, kannst du das blöde Ding nicht mal für eine Stunde ausmachen?

Ich sage dir ja auch nicht, dass du deine blöden Bücher mal für eine Stunde weglegen sollst, sagte sie.

Ich lese leise, das kannst du nicht hören.

Na und? Ich sehe dich doch, ich sehe dir am Gesicht an, was du denkst, du kannst es ruhig laut sagen, du hältst mich für eine blöde Kuh, die sich immer nur alberne Musik anhört und höchstens kitschige Liebesromane liest.

Es endete regelmäßig damit, dass ich das Buch zuklappte und hinüberlief zum Allacher Forst, dort rannte ich so lange,